



Mahnung: Das Märtyrer-Denkmal auf dem Märtyrerplatz in Beirut erinnert an die Befreiung von den Osmanen.

Am Anfang war dieser Schrei. Ich hatte mich gerade über das Balkongeländer im achten Stock gebeugt und vom Süß der Müllcontainer unten auf der Straße geschnuppert und den Rauch des Dieselgenerators hinter mir auf dem Hoteldach. Eigentlich war ich guter Dinge, nach vielen Jahren mal wieder in Beirut, der Taxifahrer hatte mich um drei Uhr in der Nacht vom Flughafen ins Hamraviertel geschlittert, und nun schmeckte ich den Geruch der Stadt wie ein wieder entdecktes Essen aus der Kindheit. Da rumpelte es von der anderen Straßenseite her. Aus dem Dunkel, auf gleicher Höhe, drang eine schroffe Stimme, irgendwie androgyn, jedenfalls wütend. Was sie schimpfte, verstand ich nicht. Es kümmernte mich nur einen Moment, das Glas Whiskey zur Begrüßung war in meinen Kopf gekrochen und zog mich ins Bett. Eine Vorahnung von der Einsamkeit der Tage, die dann kamen, hatte ich nicht.

Eine Woche im schrillen Zedernland lag vor mir, zumindest hatten es die Medien mir so angekündigt. Für die Nostalgiker unter den Journalisten ist der Libanon die Schweiz des Nahen Ostens, wegen der vielen Berge und Banken. Für die liegt auch Paris in der Schweiz, denn Beirut trägt gern den etwas verrutschten Titel „ehemaliges Paris des Nahen Ostens“, ehemalig, weil: Ein Bürgerkrieg zwischen 1975 und 1990 ließ von der alten Stadt nicht mehr viel stehen. Für Reise-reporter dagegen ist Libanon eine Party-meile, Beirut die Drehscheibe internationaler DJs. Der Rote Libanese findet oft Erwähnung, eines der besten Haschischs weltweit, mindestens so berühmt wie das Heroin aus dem Erzgebirge – oder die Graffiti-Szene. Ich gehörte zu einer dritten Kategorie von Berichterstattern. Wir besuchen den Libanon, weil wir auf der Suche nach Krisen sind. Die spielen im Nahen Osten gerade Domino, und wir Reporter wollen wissen, ob der Libanon nach den Unruhen in Ägypten, den Demos in Istanbul und dem Bürgerkrieg in Syrien der nächste Stein ist, der fällt. Sozusagen Journalisten mit Sorgenfalten auf der Stirn wie eine Donauwelle.

AM NÄCHSTEN TAG TRAF ICH AS'AD in der Innenstadt, das letzte Mal hatten wir uns vor dreizehn Jahren in einem Café am Sassinplatz gesehen. Die Blicke anderer Gäste hatten damals an ihm geklebt. Er genoss es. Wohin er schaute, senkten sich die Lider. Vielleicht lag es daran, dass As'ad im Bürgerkrieg Geheimdienstchef der berüchtigten Forces Libanaises gewesen war, einer Miliz der christlichen Maroniten. Wie viele Menschen er töten ließ, weiß er

nicht. Für einige am Sassinplatz in Ost-Beirut, im maronitischen Heartland, war er ein Kriegsheld, den man fürchtete.

In jenen Tagen aber hatte er einen offenen Brief verfasst, in dem er sich für seine Taten entschuldigte: „Ich wollte das Christentum verteidigen, aber was ich tat, hatte mit dem wahren Christentum nichts zu tun.“ Ein paar Morddrohungen hatte er damals dafür erhalten, man nannte ihn einen Verräter. Schließlich war er der erste Warlord gewesen, der sich kritisch zu seiner Vergangenheit äußerte; die anderen sind bis heute zu beschäftigt mit ihren

Ministerämtern. Im Café hatte ihm vor dreizehn Jahren eine stumme Mauer aus Respekt und Angst gegenüber gestanden. Wie er sein Land wohl heute sieht? Wie es ihn? Wo, bitteschön, geht es zur Krise?

Die blitzenden Augen von damals schauten eher traurig, als er mir die Autotür öffnete. Weniger drahtig wirkte er, die Haut nicht mehr so glatt und dafür in sanftem Rot. Aber noch immer konnte er befehlen. „Setz dich. Deine Fragen werden sich von selbst beantworten.“ Die Fahrt entlang der Ringstraße nach Ost-Beirut zu seinem Büro stockte alle zehn Meter im

Stau. Wild parkende Autos verengten die Fahrbahn, überhaupt saß in fast jedem Fahrzeug nur eine Person, und ich fragte mich, wie rasch Fahrgemeinschaften, Busse oder gar eine U-Bahn mit diesem Verkehrsinfarkt aufräumen würden. As'ad störte sich nicht daran, er redete ausladend, vom Krieg im Nachbarland Syrien, und wie er auf den Libanon übergreife. „Wissen die Leute nicht, worauf wir wieder zutreiben?“, fragte er.

Das Stadtbild schien ihm recht zu geben. Die „Grüne Linie“, durch die sich der Wagen schlängelte, gab sich ahnungslos. Einstmals markierte sie den durchsiebten Frontverlauf zwischen muslimischem Westen und christlichem Osten. Heute möchte sie ihre Geschichte vergessen machen, lifet sich wie ganz Beirut: keine Spuren mehr von den Granaten und Gewehrkugeln. Die steigenden Immobilienpreise verwandeln die Stadt in ein Disneyland aus gelackten Glastürmen, Neoklassik in Sandstein und Ruinensprenkeln.

Nach einer gefühlten Ewigkeit parkten wir am Nationalmuseum vorm Büro. As'ad stellte mir seine neuen Freunde vor, vor einem halben Jahr hatten sie sich kennengelernt: Faris As'ad von der schiitischen Amal-Miliz und Haidar Ammacha von den Palästinensern um George Habasch, Badri Abu Diab von der drusischen PSP und Fuad Dirani von der Organisation für Kommunistische Aktion sowie Ziad Saab von der Kommunistischen Partei. Im Bürgerkrieg hatten sie sich bekämpft, „nun stehen wir auf einer Seite“, sagte As'ad.

Die vergangenen Jahre hatte er als einsamer Prophet verbracht, kein Krieger war seinem Beispiel gefolgt – bis die fünf sich über den Weg liefen, auf einem Kongress verschiedener Nichtregierungsorganisationen in Beirut; es war eines von vielen Treffen, auf denen man an den Bürgergedanken der Libanesen appelliert. „Morgen fahren wir in den Norden nach Tripoli, die Straßen sind frei“, gibt As'ad die Agenda vor. Fighters for Peace nennen sie sich. Tingeln durch Schulen und Jugendzentren, wollen ihren Landsleuten die Gewalt ausreden, solange die Zeit noch reicht.

Und die wird knapp. Die Kämpfe zwischen Rebellen und Regime in Syrien teilen den Libanon. Viele Sunniten engagieren sich gegen den Diktator in Damaskus, und Schiiten stützen ihn, die radikal-schiitische Hisbollah schickt sogar eigene Soldaten ins Nachbarland. Die Folge: Schießereien und Bombenanschläge auch daheim. Die libanesischen Sicherheitskräfte schauen ohnmächtig zu. Zwar fahren die Polizisten auf Harley Davidsons und die Soldaten in Hummer-Jeeps, aber ansons-

ten ist ihre Ausrüstung zum Davonlaufen. Was die „Fighters for Peace“ jetzt treiben, erinnert an eine Mission Impossible. „Was bleibt uns übrig?“, fragte As'ad streng. Aber mit seinen großen Augen sah er aus wie ein trauriger Clown. „Morgen um acht in der Früh?“ Okay.

AM FRÜHEN ABEND VERSUCHTE ICH meine Freunde zu erreichen, Mitte der Neunziger hatte ich an der Amerikanischen Universität studiert. Sie hatten sich aber verstreut, Charles de Gaulle (seine Eltern lieben Frankreich) war gerade in Washington D. C., Maral verbrachte ein paar Tage in Amman und Charles (ein anderer, wirklich ein beliebter Name unter Maroniten) plante seine Hochzeit in einer Woche. Also zog ich allein los. Vor dem BO 18 hatte der Türsteher Gnade, alles reserviert, selbst am Tresen, aber ich dürfte gern stehen. War eh egal, binnen Minuten verschmolz der Laden zu einer einzigen Menge. Als Motto hatte sich der DJ Hits der Achtziger ausgedacht; ein kleiner Scherz, steht das BO 18 doch mehr auf Progressive House. „Deine Verabredungen haben nicht geklappt?“, lachte ein Typ, der mir aus Versehen auf den Fuß gesprungen war und daraufhin einen Schluck aus der Absolut-Flasche anbot. „Vergiss Verabredungen. Wir reden nicht über die Vergangenheit, aber für die Zukunft planen wollen wir auch nicht. Wir leben von Tag zu Tag.“ Die eine oder andere Verabredung wird es schon gegeben haben, immerhin taten sich die Gäste zu Kleingruppen um Tische herum zusammen, orderten flaschenweise Wodka, Whiskey, Red Bull und mixten sich die Drinks selbst. „Morgen kann es schon krachen, damit leben wir seit unserer Geburt“, sagte der Typ und stellte sich vor: Fadi, 27, Devisenhändler. „Deshalb lassen wir es krachen, so lange wir können.“ Der DJ legte „In The Army Now“ auf, unterlegte es mit schnellen Beats. Auf Bildschirmen flimmerten „Rambo 2“ und „Top Gun“. Dann klappte das Dach auf, alle johlten.

Das BO 18 ist eine Kriegsarchitektur. Unweit von Downtown gelegen, wurde der Club in den Erdboden eines Parkplatzes versenkt – wie ein Massengrab. Im Bürgerkrieg war hier ein Palästinenserlager eingestampft worden, in einem Trakt gegenüber hatte As'ad seine Gefangenen verhört. Die Stühle im Club erinnern an Särge. Über den Krieg, den sich die Libanesen an-taten, reden sie kaum. Sie suchen andere Mittel, sich auszudrücken, all das Morbide herauszulassen, was sich angestaut hat. Fadi und seine Begleiterinnen, drei sehr dünne Mädchen mit dicken Fingern, woll-



Zeichen des Krieges: Vor diesem Beiruter Haus verlief einst die „Grüne Linie“. Sie trennte den muslimischen Westen vom christlichen Osten der Stadt.

Libanon – das zerrissene Land

Der libanesische Bürgerkrieg dauerte vom 13. April 1975 bis zum 13. Oktober 1990. Er forderte 90 000 Todesopfer. 800 000 Menschen flohen ins Ausland. In seinem Verlauf bekämpften sich diverse Gruppierungen in wechselnden Konstellationen. Es kam zu mehreren Interventionen anderer Staaten, darunter Syrien und Israel. Im Oktober 1989 wurde in Taif ein Friedensabkommen unterzeichnet, es trat nach weiteren heftigen Kämpfen erst 1990 in Kraft.

Es gibt im Libanon 18 anerkannte Religionsgemeinschaften, die größten sind maronitische Christen, schiitische und sunnitische Muslime. Lange waren die Christen in der Mehrheit, heute sind es die Muslime.

Das politische System ist geprägt vom religiösen Proporz; es gibt ein ausbalanciertes Quotensystem, das das öffentliche Leben prägt. Die innenpolitische Lage ist wegen des Konfessionalismus komplex und daher instabil.

Das Land ist an diesem Sonntagnachmittag seit 413 Tagen ohne Staatsoberrhaupt. Laut Verfassung kann nur ein maronitischer Christ Präsident werden, bislang konnte man sich aber nicht auf einen geeigneten Kandidaten verständigen.

Der multikonfessionelle Charakter Libanons hat mit seiner besonderen Geschichte zu tun: Seit Jahrhunderten suchten religiöse Minderheiten in dem zerklüfteten Land Schutz vor Verfolgung.

Im Land der maskierten Stämme

Vor 25 Jahren endete der libanesische Bürgerkrieg. Die Spuren sind heute noch sichtbar. Über die Fehler der Vergangenheit aber sprechen die Libanesen bis heute nicht. Dabei droht neue Gefahr. Eine Reise nach Beirut

VON JAN RÜBEL



ten nur noch tanzen. Standen auf den Tischen und legten ab und zu den Kopf nach hinten. „Klar ist das alles ein wenig krank“, sagte Fadi ungefragt. „Ich hasse mein Land. Diese Kriegsgefahr, wer steht schon auf so was? Aber weg will ich nicht.“ Die Stadt, so leicht und schwer zugleich. Viele seiner Bekannten schluckten Psychopharmaka, um den Tag und die Nacht rosa anzustreichen. Die Krise ahnte ich, gerade weil sie sich im Club so gut versteckte.

Ich zog mich langsam zurück, gelangte wieder nach oben an die Erdoberfläche, ging vorbei an den SUVs, die rings um das Discoschloß parkten. Gegen halb vier weckte mich im Hotel der Schrei. Von einer Frau jetzt zweifellos, womöglich alt. Böse zeterte sie, dann dämmerte ich wieder ein.

Am nächsten Morgen schaute ich hinüber. Auf dem Dach eines stattlichen Hochhauses, auf gleicher Höhe zu meinem Zimmer, stand wie angeklebt ein gedrungener Betonrohbau. Tür und Fenster waren mit Plastik verklebt, alles war ruhig. Nur zwei Tauben flogen ihre Runden. Schnell nach unten, As'ad wartete schon.

Viel Erfolg hatten die Fighters for Peace in Tripoli nicht. Die Fahrt zur 200 000-Einwohner-Stadt war ruhig verlaufen. Am Wegesrand ein Panzer, mit einem Graffiti besprüht: „Es gibt keinen Gott außer Gott.“ Vergangene Nacht hatte es wieder Kämpfe gegeben, viele Eltern hatten ihre Kinder nicht für den Workshop aus dem Haus gelassen. Die 20, die gekommen waren, blieben skeptisch.

As'ad und seine Freunde redeten auf sie ein, verdammten Waffen und ihren Gebrauch. „Aber alle haben Waffen“, erwiderte ein 14-Jähriger, „das schützt.“ As'ad hakte nach. „Mit jedem Schuss stirbt ein Stück deiner Seele.“ Der Junge schaute ungläubig. Es ist nun mal so, dass nach dem Ende des Bürgerkriegs 1990 kein Kämpfer seine Waffen abgab. Sie landeten in den Kleiderschränken, schussbereit, auf Hochzeiten zum Ballern in die Luft oder zum Einschüchtern bei Stress.

Das macht die Lage im Libanon so vertrackt. Ihrer Vergangenheit und all dem, was schiefgelaufen ist im Bürgerkrieg, stellen sich die Leute nicht. Kommt es zu einem Problem, wird die Waffe schnell gezückt. In den Schulbüchern steht kein Wort über den Bürgerkrieg, eine kollektive Amnesie verschrieb sich das Land. 1991 hatte eine Generalamnestie alle Kriegsverbrechen zu den Akten gelegt. Für Versöhnung war kein Platz. Der Friede wurde bloß deklariert, unter der in der Weltgeschichte oft gesungenen Leier: keine Sieger, keine Besiegten. Und dann gibt es dazu keinen ruhigen Gegenpol, wie etwa einen Staat. Denn das politische System ist

schwach. 18 Religionsgemeinschaften leben im Land, und keine dieser Konfessionen ist stark genug, alle anderen vollends zu dominieren. Jede von ihnen agiert wie ein Staat im Staat; mit dem Begriff von „Nation“ kann man im Libanon schon was anfangen, aber da gibt es auch noch andere Identitäten.

Warum tun sich die Libanesen all das an? Warum gibt es keinen Konsens über Grundprinzipien? Vielleicht, weil es nie anders war? Die Geschichte des Libanons ist seit Jahrhunderten die von einzelnen Gemeinschaften auf der Suche nach Schutz und Sicherheit – oft waren es religiöse Minderheiten, die im zerklüfteten Land siedelten und autonom lebten. Der große Historiker Kamal Salibi sprach von den Konfessionen als „maskierten Stämmen“, vom Libanon als „Haus aus vielen Wohnungen“. Die heutigen Grenzen des Zedernstaats sind künstlich gezogen, die Franzosen fassten im Zuge ihrer Mandats Herrschaft nach dem Ersten Weltkrieg ihre Interessengebiete kurzerhand zusammen. Fragmentiert blieb die Gesellschaft dennoch.

Auf die Politiker ist kein Verlass, sie konzentrieren sich aufs Dirigieren von Geldströmen. So lähmt der Spalt im Land zwischen Befürwortern und Gegnern des Damaszener Regimes die Institutionen. Druck von außen, Spaltung im Inneren: Das gab es nicht nur 1975 beim Pro und Kontra zur Präsenz palästinensischer Milizen, sondern auch 1958 zur Haltung gegenüber Ägyptens Präsidenten Gamal Abdel Nasser und 1860 zum westeuropäischen Einfluss aufs Land; immer kam es zum Krieg. Und immer ging es im Inneren um die Verteilung von Macht. Hinzu kommt, dass die einzelnen Gemeinschaften bis heute Patrone im Ausland haben – Regierungen, die über Geld Macht ausüben. Saudi-Arabien und Katar zum Beispiel fördern unterschiedliche sunnitische Gruppen, Iran die Hisbollah.

Und wie stehen die Jungen zu diesem Spiel? Mein Studienfreund Charles Harb, der Professor für Psychologie an der Amerikanischen Universität von Beirut geworden ist, machte 2010 in einer Studie erschreckende Entdeckungen über die libanesische Jugend: Ein Drittel bekennt sich offen zu feindlichen Vorurteilen gegenüber anderen Konfessionen, zwei Drittel würden niemals interkonfessionell heiraten. Diese Grundtendenzen haben sich in den vergangenen Jahren verstärkt.

AM NÄCHSTEN TAG VERSUCHTE ICH mein Glück bei den Schiiten, der größten Konfession im Land. Ich wollte wissen, warum so viele von ihnen die radikale Hisbollah

unterstützen und auch das syrische Regime vom Assad-Clan. Antworten suchte ich bei Rabab Sadr. Sie leitet seit über 50 Jahren eine Stiftung zur Stärkung von Frauen, zur Bildungsförderung armer Kinder, kümmert sich um Kranke und Alte. Ihr Bruder Musa war der geistliche Führer aller Schiiten im Libanon gewesen. „Papst der Muslime“ nannte man ihn. Nur war der Titel in der Welt der Dollars und Waffen nicht viel wert, 1978 machte Musa Sadr den Fehler und bestieg ein Flugzeug gen Libyen. Mit Diktator Gaddafi lag er über Kreuz wegen der Palästinenser im Südliba-

„Mit jedem Schuss stirbt ein Stück deiner Seele.“



Im Friedensdienst: As'ad Chaftari war im Bürgerkrieg Geheimdienstchef einer christlichen Miliz. Heute gehört er zu den Fighters for Peace.

non. Die hatten das Stammgebiet der Schiiten in ein Schlachtfeld gegen Israel verwandelt – unterstützt von den Ölmillionen Gaddafis. Musa Sadr hatte gedacht, man könne darüber reden. Nach der Audienz beim Revolutionsführer verschwand er spurlos. Noch heute zieren Plakate mit seinem Konterfei die Straßen Beiruts.

Maha fuhr mich hin. Sie war mir von Freunden empfohlen worden, seit Jahren

in Friedensgruppen aktiv. Gerade bereitete sie ihre Doktorarbeit über Friedenschancen im Libanon vor.

Rund um das islamische Kulturzentrum, von dem aus Rabab Sadr ihre Stiftung steuert, war viel Platz. In Hazmieh im südlichen Beirut hatten sich noch immer die Spuren des Bombenkriegs eingegraben, mit dem die israelische Luftwaffe 2006 das Land überzogen hatte. Aus einem betonierten Niemandsland ragte ein Neubau hervor, mit viel dunklem Glas. Rabab Sadr empfing uns in einem großen Büro mit Tapeten und Jalousien in Ockerfarben. „Ich spreche eine andere Sprache als die Politiker“, sagte sie, strich sich über das blaue Kopftuch. „Keiner hört auf mich.“ Sie seufzte. Aber was würde sie denn den Bossen sagen? Sie seufzte noch einmal. „In dieser schwierigen Situation kann ich meine Meinung nicht sagen.“

Hat sie Angst? Will sie ihre Position als unabhängige Teresa der Benachteiligten nicht gefährden, als soziale Fürsprecherin der Schiiten und Schwester ihres früheren Anführers? Was würde Musa Sadr zu den Soldaten sagen, die die Hisbollah in den Krieg um Syrien schickt, an die Seite des Diktators von Damaskus?

Rabab Sadr wich aus. „Ich habe nur Fragen. Aus wie vielen Ländern kämpfen denn extremistische Männer aufseiten der Rebellen?“ Und überhaupt, die Hisbollah schicke keine Kämpfer nach Syrien, sie blieben auf libanesischem Boden.

Ich war baff. Mutige Parolen gegen die Partei Gottes, welche die stärkste nicht-staatliche Elitetruppe im Nahen Osten ist und keinen Spaß bei Kritikern versteht, hatte ich nicht erwartet. Aber gleich Gegenpropaganda? Dabei müsste doch allen klar sein, dass die Hisbollah-Krieger in Syrien die Lunte zum Bürgerkrieg im Libanon anzünden. Dass in dieser aufgeheizten Situation offene Worte mehr helfen als die Sprache der Gewalt. „Wir haben gute Kontakte zu allen Parteien“, lächelte Rabab Sadr. Konsterniert und keinen Deut schlauer verließ ich die Stiftung. Die so viel Gutes tut und dennoch wenig an den schlimmen Strukturen im Land dreht – dem Konfessionalismus, den Vorurteilen.

Zumindest sagte ich das Maha so auf der Rückfahrt nach Downtown. Ihre Lippen wurden schmal. „Es ist schön, so ein guter Mensch zu sein, nicht wahr?“, fragte sie spitz. „Weißt du, ich bin auch gegen Krieg. Ich bin sogar gegen jegliche Gewalt. Toll, nicht?“ Und dann flippte sie aus. „Der Mist dampft doch schon seit Langem. Und Hisbollah war die letzte Gruppe, die das Schlachtfeld in Syrien betreten hat. Wer war nicht alles vorher da: Saudi-Arabien,

Katar, USA und Russland ... Weißt du, warum ihr im Westen immer auf Hisbollah einschlagt? Weil es die einzige ernstzunehmende Gruppe im Nahen Osten ist, die Israel seit seiner Staatsgründung bedroht. Darum geht es euch – nicht um die Toten in Syrien, und auch nicht um einen Krieg bald hier.“ Ich rutschte nach hinten.

Einmal in Fahrt, legte sie richtig los. „Ich hab es satt, dass so viele Leute aus dem Westen uns sagen, wo es langgeht. Ihr habt so leicht reden. Weißt du, was das hier ist? Das sind Scheiß-Zustände in einem Scheiß-Land. Wir benehmen uns scheiße, wir fahren sogar scheiße Auto, siehst du den Spinner vor mir?“ Jetzt hielt es sie nicht mehr. „Wir lernen einfach nicht aus unseren Erfahrungen. Es wird immer wieder passieren, der Krieg und der ganze Mist. Wir haben die Zustände, die wir verdienen. Weißt du, was wir sind? Wir sind alle Teenager.“

Ich sah, dass Maha ihren Glauben verloren hatte, dass sie bald ihrem Land auch äußerlich den Rücken kehren würde, irgendwie würde sie es schaffen, abzuhauen und auch ihre Traurigkeit abzustreifen.

ALS ICH INS HOTEL ZURÜCKKEHRTE, legte die Sonne meinen Balkon in tiefes Rot. Gegenüber sah ich sie. Eine Dame, um die siebzig. Langes Kleid, lange, hoch toupierte Haare. Haselnussbraun. Sie saß auf einem Plastikstuhl und schaute nach rechts, auf einen Balkon gleicher Höhe wie unsere beiden, dort spielten zwei Kinder. Lange sah sie ihnen zu, bewegte sich nicht. Als es dunkelte, zog sie sich zurück. Kein Licht brannte aus ihrer Wohnung, vielleicht hatte sie keinen Strom. Dann setzten wieder die Flüche ein.

Ich fühlte mich dort oben einsam. Von meinen alten Studienfreunden keine Spur. As'ad auf verlorenem Posten, Maha innerlich emigriert. Und eine Gesellschaft, die auf Autopilot umschaltet, zumindest kam es mir so vor. Gleichzeitig schalt ich mich für mein grobes Bild; ein Land Europas würde ich kaum so rasch mit einem Autopiloten beschreiben. Was ich sah, gefiel mir nicht, und wie ich es anschaute, mir auch nicht. Als Journalist war ich in Beirut gelandet, verlassen würde ich es wie ein Tourist. Ich blickte durch einen Schleier, so weit weg blieb ich.

Es war Zeit für den Abschied. Das Taxi zum Flughafen würde bald da sein. Nur eine Bitte noch. Könnte vielleicht einer der alten Dame vorbeischauchen? Ich traute mich nicht. Sie wohnt in der Neemet-Yafet-Straße, auf dem Dach. In ihrem Haus, im Erdgeschoss, ist die Bäckerei La Cigale.



Unter Aufsicht: Libanesische Sicherheitskräfte haben an allen neuralgischen Punkten Beiruts Stellung bezogen.



Tanzen im Untergrund: Unweit von Downtown gelegen, wurde der Club BO18 in den Erdboden eines Parkplatzes versenkt.